Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 29. Bromberg, den 28. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(12. Fortsetzung.)

Mit müden Schritten kam sie endlich über den sonnenglühenden Hof wieder ins Schloß zurück und lag dann lange Zeit auf dem Ruhebett ihres blauen Boudoirs. Nebenan im Schlafzimmer wirtschaftete ihre kleine Zofe noch herum; die schmale Gestalt des bildhübschen jungen Mädchens, dessen schwärmerische Verehrung sie mit einem Gefühl fast mütterlicher Zuneigung erwiderte, erschien zuweilen in dem hellen Lichtausschnitt der halbgeöffneten Tür.

Wie glücklich doch solch' ein halbes Kind noch war!

Keine Sorgen, keine quälenden Fragen, höchstens ein paar Liebesgedanken hinter der klaren Stirn.

Unwillkürlich gedachte Sibylle ihrer eigenen Mädchenzeit, da auch ihr Leben noch so einfach und übersichtlich gewesen war, wie die wenigen Habseligkeiten in ihrer alten Nußbaumkommode.

Warum war das nicht so geblieben?

Warum mußte das Schicksal, je höher man stieg, um so verworrener, schwieriger, rätselvoller werden?

— — —

Gegen Mittag erhob sie sich endlich wieder und saß dann wohl eine Stunde lang unschlüssig vor den blitzenden Kristall- und Silbergeräten ihres Toilettentisches.

Liesbeth hatte ganze Berge von Kleidern aus den riesigen Wandschränken herausgenommen, doch Sibylle schob all die kostbaren Wunderwerke der Schneiderkunst achtlos wieder beiseite und wählte einen ganz schlichten schwarzen Taftrock und eine hauchdünne, weiße Seidenbluse, über der nur ein zarter, schwarzer Spitzenschleier die Trauer andeutete.

Sie wollte heute durch eine betonte Einfachheit wirken, sie fühlte, daß ihre Schönheit noch keinerlei Unterstreichung bedurfte, daß sie noch immer mit der Frische und Anmut der jüngsten Jugend in Wettbewerb zu treten vermochte.

Mit stolzer Befriedigung umfing sie das Gegenbild ihrer berückenden Erscheinung in dem hohen Stehspiegel ihres resedafarbenen Ankleidezimmers.

Das zarte Oval des feinen Gesichtes, in dem die dunklen, heißen Augen wie goldschimmernde Achate leuchteten, der reifgeküßte Mund, die straffe Jugendlichkeit der üppig schlanken Formen:

Diese sieghafte Schönheit, das war die allbezwingende Macht, die ihr schon so manches Männerherz erobert hatte, die sie auch jetzt im Kampf um den Geliebten in die Wagschale werfen wollte.

In auffallender Bewegung zog sie die kleine Zofe an sich und küßte sie auf die frischen Lippen, nur um irgendeinen anderen Menschen an dem großen, sehnsüchtigen Liebesverlangen ihres Herzens teilnehmen zu lassen.

Als sie dann in den Speisesaal herüberkam, erschien sie wie verwandelt, so ganz hatte sie alle Dumpfheit und Unentschlossenheit des Morgens wieder von sich abgeschüttelt.

Mit unbefangener Herzlichkeit begrüßte sie Klaus und Walter Ralff, der sich am Abend zuvor zu Tisch angesagt hatte, und entfaltete bei der Tafel dann den ganzen Zauber ihrer hinreißenden Persönlichkeit.

Wie ein wunderschönes Bild saß sie in dem mächtigen Danziger Barockstuhl, dessen wuchtige Gedrungenheit für die zarten Umrißlinien ihres feinen Körpers fast zu schwer erschien.

Und draußen grüßte der Park und das ganze gesegnete Land in Sommer- und Sonnenweiten.

Durch die offenen Balkontüren kam zuweilen ein Wind, süß und trocken von Heuduft und Rosenblühen.

Es war eine so hochgestimmte Stunde, eine Stunde so voll heißen, herzklopfenden Glücks, daß Sibylle alles um sich her vergaß und ihr junges Leben wie ein tiefer unerschöpflicher Brunnen erschien.

Immer wieder suchte ihr Blick das Gesicht von Klaus, in rücksichtslosem Bekenntnis, wie sie ihn liebte, wie sie all ihr Gefühl in diese Leidenschaft gegeben hatte.

Sie wollte heute ganz glücklich sein, kein Mißklang sollte den Glanz dieses sommerlichen Tages stören, der ihr in seinem lichten Zauber wie ein köstliches Geschenk erschien.

Zum ersten Male in ihrem Leben war sie bis auf den Grund ihrer Seele von dem Verlangen erfüllt, dem Willen eines geliebten Menschen untertan zu sein.

Und so erhob sie kein Wort des Widerspruches, als Klaus gleich nach dem Kaffee auf der Terrasse von seinem Korbsessel aufstand und um Urlaub zur Fortsetzung seiner Arbeit bat.

Walter Ralff, der schon bei Tisch den Wechsel der Empfindungen auf ihrem schönen Gesicht aufmerksam beobachtet hatte, sah nachdenklich durch den feinen, blauen Rauch seiner Zigarre.

„Herr Dr. Hauffe ist ja geradezu beängstigend fleißig und gewissenhaft," sagte er dann, „daß ich mich meiner natürlichen Trägheit fast schäme. Und doch werde ich seinem löblichen Beispiel bald folgen müssen. Sonst bleibt das Bild, das ich von Ihnen machen möchte, ein frommer Wunsch!"

Sibylle nickte. Über ihren versonnenen Augen lag es wie ein Schleier.

„Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung!"

„Ich war heute vormittag bereits einmal im Atelier oben!" fuhr der Maler fort. „Und habe dort ein wenig unter den Kostbarkeiten Ihres verstorbenen Herrn Gemahls herumgesucht. Dabei ist mir ein altitalienischer Kopfschmuck in die Hände gefallen, in dem ich Sie, meine Gnädigste, gern für die Nachwelt festhalten würde. Er erinnert an das Perlendiadem auf dem berühmten Bilde einer jungen Prinzessin in der Ambrosia zu Mailand. Die zünftigen Gelehrten streiten sich noch immer, ob es dem göttlichen Leonardo oder seinem Schüler Ambrogio de Predis zugeschrieben werden muß. Für mich bleibt es jedenfalls das Zarteste und Feinste, was die Kunst damaliger Zeit hervorgebracht hat!"

*

— — —

Walter Ralff hatte im Laufe des Nachmittags fast drei Stunden lang ununterbrochen an Sibylles Porträt gemalt.

Wie immer, wenn dem Gegenstand seines Schaffens sein volles Interesse gehörte, hatte er mit einem leidenschaftlichen Eifer und jener selbstsicheren Leichtigkeit gearbeitet, die ihm einst als das vornehmste Geschenk seiner starken Künstlerschaft in die Wiege gelegt worden war.

In wenigen markigen Strichen war das Gerüst der Zeichnung auf der Leinewand erstanden und fast mit der

gleichen Schnelligkeit die erste Farbenskizze unter seinem rastlosen Pinsel hervorgegangen.

Walter hatte Sibylle in einem altledernen Wappenstuhl an das nischenartige Erkerfenster des Ateliers gerückt, so daß die Umrahmung des Fensters einen natürlichen Ausschnitt gab und der Blick in die Tiefe des Bildes damit ins Unermeßliche erweitert schien.

Gleich einer schmetternden Farbenfanfare grüßte das wundervolle Blau des Himmels herein, in einem großen Leuchten, in einer Fülle von Licht, die wie in Schwaden aus dem Hintergrund zu schlagen schien und sich in den Perlenschnüren der dunklen Haarwellen wie in einem glitzernden Netze fing.

Der Kopf Sibylles war erst in einigen zarten Tönen angelegt, nur die Augen lebten schon in einem stillverträumten Ausdruck keuscher Liebessehnsucht, den Walter nie zuvor in ihnen wahrgenommen und der ihm das Rätsel dieses wandelbaren Charakters heute von einer ganz neuen, wundersamen Seite gezeigt hatte.

Immer wieder vertiefte er sich in das unergründliche Gesicht dieser Frau, die in manchen Augenblicken so weich und lieb, fast wie ein Kind, zu lächeln vermochte, deren Mund die süßesten und reinsten aller Gaben verhieß, um dann in der nächsten Minute auf einmal wieder in der abweisenden Fremdheit und kühlen Unnahbarkeit der Dame der großen Welt zu erstarren.

Erst in der sechsten Nachmittagsstunde hatte er die Sitzung abgebrochen und sich für den Abend entschuldigt.

Auf einmal war in der unruhig-gespannten Stimmung des Schlosses eine große Sehnsucht nach der frischen Jugend und gesunden Reinheit der Knauffschen Mädchen in ihm aufgestanden.

Dann aber war er mitten auf seinem Wege wieder umgekehrt und nach einem kurzen Verweilen beim Hegemeister Schwarzer, wie von einem geheimen Zwange getrieben, wieder nach Neudietersdorf zurückgekommen.

Er suchte sich in einem einsamen Parkwinkel eine Bank und übersann hier lange mit der ihm eigenen vorsichtig wägenden und logisch aufbauenden Art immer wieder den Zusammenhang der ganzen verworrenen Rätselfragen.

Walter wußte aus gelegentlichen Bemerkungen des Amtsrats Knauff sehr wohl, daß der Klatsch der Gegend die Beziehungen Sibylles zu dem Vetter des Gatten schon von jeher mit allen Verdächtigungen umschlichen hatte, trotzdem widerstrebte es ihm jedoch, gerade diesen Mann mit dem Tode des Schloßherrn von Neudietersdorf in Verbindung zu bringen.

Wie aber war Kurt von Rhaden in den Besitz der Brieftasche gelangt, und was konnte ihn veranlaßt haben, sich ihrer in einem so seltsamen Versteck zu entledigen? Denn seitdem die Übereinstimmung des Zigarettenrestes mit der Lieblingsmarke des Fliegers festgestellt worden war, schien ihm jeder Zweifel daran ausgeschlossen, daß dieser die Tasche des Barons in der Abtei niedergelegt hatte.

Walter hatte gegen Schluß der Porträtsitzung mehrfach versucht, das Gespräch in unauffälliger Weise auf Kurt zu bringen, doch die Baronin war ihm immer wieder ausgewichen oder hatte von dem Vetter so kühl und gleichgültig, wie von einem völlig Fremden gesprochen, daß er für seine Verdachtsrichtung in der persönlichen Beobachtung seines schönen Modells auch nicht den geringsten Anhalt gefunden hatte. — —

So saß er Stunde um Stunde zeitentrückt in tiefen Gedanken.

Über die dämmernden Wiesen wehte der Schlaf von tausend müden Blumenköpfen.

Alles Leben schien gleichsam zusammenzufließen wie zwischen Wachen und Traum. —

Da klang auf einmal ein leiser Schritt.

Walter schreckte empor.

Durch eine Seitenhalle nahte eine weibliche Gestalt; sie trug einen hellen Tuchmantel, ein bunter Seidenschal verhüllte den schmalen Kopf.

Sibylle!

Jetzt war sie ihm so nahe, daß der duftzarte Hauch ihres wohlbekannten Parfüms durch die Laubengebüsche zu ihm herüberwehte.

Doch ohne nach rechts und links zu blicken, eilte sie achtlos an seinem Versteck vorüber. —

Im nächsten Augenblick stand er auf den Füßen.

Wohin ging sie?

In der Richtung ihres Weges lag nur die Orangerie.

Sollte dieser späte Besuch noch dem Vetter gelten? —

Mit vorsichtigen Schritten schlich Walter, jede Baumdeckung nützend, durch das Dunkel der Allee gleichfalls zum See hinab.

Eine Maus sprang ihm über den Fuß und verraschelte im dürren Unterholz.

Dann funkelte das weiche, sternenbestickte Blau des Himmels wieder zwischen den hohen Baumkronen hindurch.

Der Parkweg öffnete sich.

Und wie ein schattenhaftes Gebilde von Finsternis wuchs der langgedehnte Bau der Orangerie in dem blühenden Wiesenlande vor ihm auf.

Das große Eckfenster im Arbeitszimmer Kurt von Rhadens stand weit geöffnet.

Ein fahlgelber Lichtkegel floß auf die nebligen Kieswege des holländischen Gartens hinaus und beleuchtete das scharfe Profil des Fliegers, der, dem Fenster halb abgekehrt, an seinem Zeichentische saß.

Und dann auf einmal klang ein wohlbekannter, metallischer Alt durch die schwebende Stille, daß Walter in seinem Laubversteck zwischen den Laubkugeln zweier Oleanderbäume auch nicht ein einziges Wort der nächtlichen Unterredung verlorenging. —

„Ich bin heute noch einmal zu dir gekomen," begann Sibylle, „weil ich dich sprechen muß. Ich kann den Zustand, in dem ich lebe, bald nicht länger mehr ertragen!"

Kurt war aufgestanden und ging mit großen, klingenden Schritten mehrmals durch den kleinen Raum.

Dann trat er wieder an den Tisch und stützte sich mit beiden Fäusten schwer auf die Platte.

„Sibylle," sagte er, „auch ich finde keine Ruhe! Aber aus einem anderen Grunde wie du! Was mich vor allem quält, ist der Gedanke an Fräulein Lore: wie unrecht wir an dem armen Mädel handeln, wenn wir ihr hier die Heimat rauben!"

Sibylle bewegte abwehrend die Hand.

„Ein jeder ist sich selbst der Nächste, und ich kann die Bestimmungen, die ein Mann in einer Aufwallung eifersüchtigen Wahnsinns getroffen hat, nicht für mich bindend halten. Lore weiß nicht, was sie verliert. Ich aber soll mit sehenden Augen auf all das verzichten, was ich nur durch diese Ehe erkauft habe!"

„Laß mich ausreden!" fuhr sie dann in sich steigernder Leidenschaft fort. „Ich weiß, was du sagen willst, ich kenne deinen sentimentalen Appell an mein Gewissen zur Genüge. Aber mein Gewissen spricht mich frei. Wärst du nicht nach Neudietersdorf gekommen, so lebte mein Gatte heute noch, dann hätte er niemals daran gedacht, mich zur Bettlerin zu machen. Um Lores Heil bist du ja so ängstlich besorgt, aber an mich denkst du mit keinem Gedanken, daß es deine erste und einfachste Pflicht sein müßte, mich aus diesem Unglück wieder herauszureißen, das ich einzig und allein dir zuzuschreiben habe!"

„Du kennst meine Bedingung, Sibylle! Für dich und mit dir will ich jedes, auch das größte Verbrechen auf mich nehmen. Sei mein, und du empfängst aus meiner Hand zum zweiten Male, wofür du dich einst geopfert hast!"

(Fortsetzung folgt.)

Geburtstagsgeschenk.

Skizze von Hans Land.

Der Feuilleton-Redakteur des Weltblattes machte Feierabend.

Alles war erledigt. Die letzten Korrekturen der Druckerei übergeben. Die Briefe diktiert . . . .

Das graue Haupt aufstützend, saß der Mann nachdenklich am Schreibtisch seiner Redaktionsstube. Heut in acht Tagen — nächsten Sonnabend — war sein fünfzigster Geburtstag.

Der Mann blickte zurück.

Als Fünfundzwanzigjähriger hatte er einen großen Theatererfolg davongetragen. Sein Drama „Erde" erlebte viele Aufführungen, brachte ihm die Mittel zu einer Weltreise. Damals glaubte er, an der Schwelle einer großen, dichterischen Laufbahn zu stehen. Schrieb noch zwei Dramen, die nicht zur Aufführung kamen, und fühlte dann, sein dichterisches Vermögen war gänzlich erschöpft. Er kroch beim Journalismus unter, erarbeitete sich in mühevollen Jahren seine heute geachtete Stellung, die ihm und seinen Söhnen das Brot gab. Seit zehn Jahren war er Witwer . . .

Heut in acht Tagen wurde er fünfzig, er — und Karl Kramer — sein Jugendfreund. Beide waren am gleichen Tage in Stralsund zur Welt gekommen. Auch ihre Schicksale wiesen Parallelen. Kramer hatte mit einem Bande Lyrik debütiert, der groß einschlug, hatte dann einen starken Erfolg mit zwei Romanen — und war dann gleichfalls völlig verstummt. Seine Gedichte standen heute in vielen Anthologien, wurden vertont und oft gesungen. Seine zwei Romane las man noch — aber er selbst war seit nun bald zwanzig Jahren ganz von der Bildfläche verschwunden. Nichts Weiteres mehr schaffend, war er für die literarische

Welt ein Toter ... Die Menschen wußten nichts mehr von ihm. Dem Redakteur des Weltblattes aber waren die Schicksale dieses ehemaligen Dichters wohl bekannt. Kramer war ledig geblieben, bei einem Stiefbruder in Mecklenburg — in der Rostocker Gegend, nahe der Ostseeküste — im Dienst. Der Stiefbruder, Fischereipächter eines großen Binnensees, war ein reicher Mann geworden — ihm diente der verkrachte Dichter von einst als Knecht. Als Knecht — das war ohne Übertreibung, ohne Beschönigung der Sachverhalt.

Der Redakteur hatte vor einem Jahre von Brunshaupten aus auf einer Sommerreise den Jugendfreund im Dorfe Retwisch aufgesucht. Er fand ihn von Körperarbeit ganz abgestumpft, völlig verbauert, einsilbig, menschenscheu — von Ischias so krummgezogen, daß der Mann in seiner gebeugten Haltung einem Siebziger glich. Kramer half dem Stiefbruder bei der harten Fischerarbeit im Sommer und im Winter; richtete die Strohpuppen an den Eislöchern des Sees hoch, hing die Netze zum Trocknen auf, ruderte die Nachen, sortierte die Fische, trug sie zu den Abnehmern und in die Räucherei und war auch auf den Äckern seines stiefbrüderlichen Arbeitsherrn bei schwerer Arbeit tätig. Nicht besser als ein Knecht in Lebenshaltung, Lohneinkommen und Behandlung.

Nie hatte der Redakteur eine solche Entwickelung eines Geistigen erlebt. Die Erfahrung erschütterte ihn, ergriff ihn um so tiefer, als er sehen mußte, daß Kramer sein Geschick völlig passiv hinnahm, seelisch so abgestorben war, daß er jeden rettenden Eingriff des Freundes mürrisch abwies. Der Redakteur konnte das nicht begreifen, um so weniger, als er sah, mit welcher Verachtung der Stiefbruder seinen Knecht behandelte. Der Fischereipächter war geizig und boshaft. Es schien sein besonderer Genuß, diesen aus höheren Sphären Herabgekommenen sein ganzes Elend nach Kräften spüren zu lassen. Fühlte der Arbeitgeber sich doch noch geradezu als Wohltäter diesem Dichterling gegenüber, dem er Unterschlupf und Arbeit so lange schon gegeben, und den er sicherlich — bei der steten Abnahme der Arbeitskraft des Knechtes — noch bis zum Tode werde durchfüttern müssen ...

Dieses Jugendfreundes gedachte der Redakteur im Augenblick und beschloß, dem Gescheiterten zum fünfzigsten Geburtstage eine Freude und eine Ehrung zu bescheren. Er griff nach einem Bogen Papier, entwarf darauf diese Notiz, die er in der Dienstagnummer des Weltblattes erscheinen ließ:

„Am nächsten Sonnabend, den 5. Mai, feiert Karl Kramer seinen 50. Geburtstag. Die ältere Generation erinnert sich gewiß dankbar dieses Dichters so schöner, noch heute viel gesungener Lieder, sowie seiner zwei prächtigen Romane „Erlöser“ und „Lebensstreiter“, die unvergessen sind. Karl Kramer lebt im mecklenburgischen Dorfe Retwisch kärglich und einsam.“

Der Redakteur sandte die Dienstagnummer des Weltblattes mit der angestrichenen Notiz seinem Freunde nach Retwisch. Der Adressat lud gerade im Hofe des Seepächters, seines unbrüderlichen Herrn, den Mist auf, den er zum Acker fahren sollte, als er die Drucksache erhielt. Ohne Brille konnte er nicht lesen, und da seine Hände schmutzig waren, ließ er sich vom Postboten das Kreuzband in den Schaft seines hohen, alten Wasserstiefels stecken; dann hantierte er eifrig weiter, denn der Schweinemist lag noch hoch zu Berge. Endlich war die Fuhre so weit aufgeladen. Der ehemalige Lyriker und Romandichter griff zur Peitsche — und den alten kreuzlahmen Braunen mit heiserem Zuruf anfeuernd, lenkte er, neben dem Wagen hinkend, die stinkende Fuhre durch die stille Dorfstraße zum Acker hin. Dort angelangt, bemerkte Kramer nicht, wie beim Eifer des Abladens das Kreuzband aus dem Stiefelschaft glitt und in Mistmassen begraben wurde. Erst auf dem Heimwege, als er todmüde auf dem Wagen lenkend stand, fiel ihm die Sache wieder ein. Er griff nach dem Stiefelschaft — das Kreuzband war weg — verloren — auch gut — ihm war es gleich. Seine abgestumpften Sinne fanden sich sofort damit ab. Über der drängenden Arbeit — er mußte zum See, beim Reusenlegen helfen — vergaß er die Sache durchaus ...

Der Sonnabend, Kramers fünfzigster Geburtstag, kam heran — von niemandem im Dorfe beachtet. Der Jubilar stand morgens um fünf — wie sonst — von seinem elenden Knechtslager mit schmerzendem Rücken auf — dachte: Fünfzig bist du heute. Fühlst dich wie siebzig. Alles gleich, wenn es nur bald ein Ende hat, so oder so ...

Da rief schon die rauhe Stimme seines Bruders über den Hof nach ihm. „Karl, sofort zum See — an die Netze!“

Kramer humpelte eilig über den Hof. Als er gegen elf, ein zentnerschweres, mit Aalen straff gefülltes Netz auf der Schulter schleppend, in den Hof hinkte, trat ihm Fiken, des Seepächters starkknochige Tochter, entgegen. Sie hielt dem armen Kramer die rote Hand hin und sagte schadenfroh: „Zwei Mark föftig“.

„Wieder Steuern zahlen?“ fragte der Knecht mit einem Seufzer. Er rückte das schwere Aalnetz auf seiner knochigen Schulter zurecht. Es drückte so sehr.

„Nee — du — fief Depeschen liegen in de Kök up den Schemmel. Ick heww den Bodenlohn utleggt.“

„Depeschen?“ stammelte Kramer. „Was für Depeschen?“

Er setzte das Netz ab, legte es in den Wassertrog und hinkte zur Küche.

Ja — weiß Gott — da lagen fünf Telegramme, alle an ihn adressiert. Er riß eins auf.

„Dem verehrten Dichter Gruß und Glückwunsch. Lehrer Christian Koller.“

Glückwunsch? Ja —, so — der fünfzigste Geburtstag. Aber woher wußte der Lehrer Koller — ein dem Empfänger völlig Fremder — von dem Gedenktage?

Kramer öffnete mit zitternden Fingern das zweite Telegramm. Aus Kiel — vom Pastor Lorm. Glückwünsche. Als Kramer das vierte Telegramm soeben öffnete, schellte draußen auf der Dorfstraße eine Radglocke, bei deren Geläut dem armen Geburtstagskinde die Beine schlotterten.

„O Gott — o du mein Gott — noch mehr — noch mehr Telegramme! Und jedes — Stück für Stück — fünfzig Pfennig Botenlohn ...“

Ja, so war's. Käte Bull aus Doberan, die mit ihrem Rade dort im Städtchen oft Aushilfsdienst für Bestellung von Depeschen in der Umgegend tat, trat eben in die Küchentür und rief:

„Kramer — fünfundzwanzig Depeschen für Sie! Sei hebben woll Geburtstag?! Gratuliere! Twölf Mark föftig Botenlohn!“

Zwölf fünfzig und zwei fünfzig gleich fünfzehn Mark — ein Monatslohn für ihn — denn er hatte sozusagen freie Station ...

Ein Monatslohn für Telegramme, die er nicht gewollt und nun bezahlen sollte. Er erklärte der Käte Bull — er verweigere die Annahme.

„Gibt's nich!“ rief sie, die Vertreterin der Reichspost, die das Reglement kannte. „Die Adressen sind richtig. Sie sind der Empfänger. Müssen einfach annehmen!“

Weil es jetzt amtlich war, sprach sie hochdeutsch — die Käte Bull. Kramer warf der Botin die Depeschen ins Gesicht und stürzte aus der Tür. Käte Bull hatte aufgeschrien und hielt sich das rechte Auge ...“

Kramer besaß keine fünfzehn Mark. Aber das kümmerte die Gratulanten wenig. Bis zum Abend waren hundertfünfundfünfzig Depeschen an den jubilierenden Dichter eingegangen. Der Botenlohn konnte nicht kassiert werden, — denn der Adressat besaß das Geld nicht, sein Bruder und Brotherr lehnte die Bezahlung kaltherzig ab. Am nächsten Vormittage sandte das Postamt Doberan an den Fischereigehilfen Herrn Karl Kramer ein Amtsschreiben, darin ihm mitgeteilt wurde, er sei wegen des Betrages von 77 einhalb Mark Botenlohn für 155 Telegramme, sowie wegen Beamtenbeleidigung und Körperverletzung von der Postbehörde verklagt worden. Er habe der Aushilfsbotin Käte Bull eine Verletzung der Bindehaut am rechten Auge zugefügt, werde auch der Kurkosten wegen behördlich in Anspruch genommen werden. Der Jubilar las das Amtsschreiben zweimal aufmerksam durch, lachte höhnisch auf, nahm die Netze und ging zum See.

Zu Mittag kam er nicht, auch nicht zum Abend.

Drei Tage darauf zog man ihn tot aus dem Wasser ...

Eine Canterbury-Geschichte.

Von Geoffrey Chaucer (1340—1400).

Die Geschichte von den drei Burschen, die den Tod umbringen wollten.

In Flandern, dem gepriesenen Land, das die hurtigsten Kannengießer und Lichtzieher, die kunstreichsten Würfelspiele und Teufelskruzifixe birgt — in diesem Lande lebten einst drei Gesellen, die den Herrn Luzifer selbst zum Lachen bringen konnten.

Nicht allein wegen ihrer Völlerei und unermüdlichen Bettparaden, auch im Wett- und Würfelspiel waren sie wohlakkreditierte Meister. Der Dolch saß ihnen allzeit so locker im Heft, wie ein Fluch im Maulwerk, und wehe dem Widersacher, der sich vermaß, ihnen den Spaß zu versauern: sie spickten ihn so schnell mit ihren Stiletten, daß er nicht einmal zum Schreien die Zähne auseinanderbrachte, geschweige zu einem Paternoster, und schmissen ihn danach auf die Gasse.

Diese drei Haupthähne saßen einmal im Wirtshaus beim Zechen, als ein Totenglöcklein in ihr Gelage hineinbimmelte. Wie sie durchs Fenster auf die Gasse hinuntersahen, gewahrten sie auch richtig einen Leichenzug, der gerade

um die Ecke bog. Weil sie einen Saufkameraden unter den Leidtragenden sahen, schickten sie, neugierig geworden, den Zapfjungen hinunter, Kunde zu holen, wer da begraben werde. Aber der Bursche gab ihnen keck zur Antwort: „Es ist einer von Euch, Ihr Herren, der in der vorigen Nacht drüben beim Zangenwirt sich den Schlagfluß ansoff!"

Diese Nachricht machte die drei Zecher doch ein wenig stutzig. „Ist es denn wahr," sagte der wildeste von ihnen, „daß man vor dem Tod nicht einmal auf seiner Bank im Weinhaus sicher ist? Ei, ihr Gesellen, wer steht mir dafür, daß er unsereinen nicht anfällt mitten im Scharmutzieren und Klopffechten? Auf, ihr Brüder, folget mir und lasset uns diesen tückischen Lustverkürzer aufsuchen, damit wir ihm zuvorkommen, bevor er uns an den Kragen springt."

Da tobten alle vor Begeisterung über den Vorschlag und schwuren, bei sämtlichen verfluchten Sünden zusammenzuhalten und auf die Jagd zu gehen, um den Tod zu sehen und ihm die Knochen zu brechen. Und mitten in ihrer Trunkenheit sprangen sie vom Wirtshaus auf die Landstraße, um keine Minute bei ihrem Vorhaben zu verlieren.

Doch trabten sie kaum tausend Schritte fürbaß, als sie über eine Brücke kamen, auf deren Rand ein alter Mann saß, der das Gesicht umwickelt hatte wie der arme Lazarus.

Auf den bescheidenen Gruß des Alten hatten die drei Kerle kein freundlich Gegenwort. Der frechste von ihnen schnauzte ihn an, was zum Teufel er mit seiner Mumie noch in der Welt verloren habe?

„Ach," sprach der Alte, „gute Herren, spottet nicht. Gerne vertauschte ich ja meinen bresthaften Leib mit einem jungen; aber solange ich schon Umschau halte, keiner will sich zu dem Handel verstehen. Ach, nicht einmal der Tod selbst," hier heulte der Alte laut, „nimmt sich meiner an. Doch Euch wahrhaftig, Ihr frischen Burschen, ziemt es, dem Alter Ehre zu erweisen und Respekt meinen weißen Haaren, wie die Schrift es gebietet, wenn Ihr ansonsten mir nicht helfen könnt."

„Was?" schrie der zweite von den wüsten Gesellen, „du willst auch noch Faxen und Mummenschanz mit uns treiben? Du sprachst vom Tod, bist wohl selbst einer von seinen Gesellen. Flugs, gib Auskunft, wo wir ihn fassen können, denn wir suchen ihn."

„Wenn Ihr den sucht," gab der Alte zurück, „so kann ich Euch raten. Geht nur den krummen Weg, den Ihr gekommen seid, weiter, bis Ihr zum nächsten Gehölz gelangt, so wird Euch gerade unter der großen Eiche dort Freund Hein in persona entgegentreten."

Da liefen die drei Burschen, so eilig sie konnten, und waren baß erstaunt, unter dem Baum mitnichten den Tod, sondern einen Haufen gleißend roter Dukaten zu finden, der wohl acht Scheffel zu bergen schien.

Wie gebannt standen die Kerle davor. Endlich sprach der verwegenste von ihnen: „Brüder, das ist ein feiner Fund, den wir festhalten müssen! Doch, was können wir jetzt vor der Nacht damit machen? Schleppen wir ihn alsogleich heim, dann könnte das Pack sagen, wir brächten geraubtes Gut. Laßt uns also bis zur Dunkelheit warten, dann wollen wir den Schatz heimlicherweise in unsere Häuser schaffen. Jetzt aber laßt uns auslosen, welcher von uns nach der Stadt laufen soll, um Wein und Atzung zu holen, indessen die zwei anderen den Wunderschatz bewachen. Wenn wir dann bis zur Nacht hier gezecht haben, schaffen wir ihn unbeschadet in Sicherheit."

Der Rat fand den Beifall der anderen. Sie zogen Lose, und den Jüngsten von ihnen traf es, nach der Stadt zu laufen.

Kaum war er fort, als die beiden Wächter auf allerlei Verräterei zu sinnen anfingen, wie sie doch eigentlich dumm seien, den Schatz in drei Teile zu reißen, da die Hälfte für sie ja bekömmlicher wäre. Und schließlich beschlossen sie in schurkischer Tücke, dem dritten, sobald er zurückkäme, den Garaus zu machen und dann mit der Beute zu verduften. So hätten sie ihr Leben lang genug zum Saufen und Prassen.

Indessen zog der Jüngste seines Weges fürbaß und wußte sich nicht zu fassen ob des plötzlich gewonnenen Reichtums. Immer tanzte der große Haufen Goldes vor seinen Augen herum, und je weiter er ging, um so größer ward in ihm die Gier, alles allein zu besitzen. „Wer", sprach er zu sich selbst, „könnte dann prächtiger gekleidet gehen, bessere Speisen, feinere Weine genießen als ich? Ach, daß ich den Schatz nicht allein bekomme, daß die beiden Tölpel dabei sein mußten!"

So trieb er es in seinen Gedanken, bis ihm der böse Feind zuraunte, daß er in den Besitz des Ganzen kommen könne, wenn er die beiden Kumpane mit einem scharfen Gift umbrächte. Der böse Rat schlug Wurzel im gierigen Herzen des Buben; er eilte, so schnell er konnte, in die Stadt und in das Gewölbe eines Apothekers und Kräutermischers. Dem machte er etwas von Ratten im Hause weis, und daß er einen Iltis vergiften müsse, der seinen Hühnern zusetze, bat daher um ein Pulver, sich des Ungeziefers zu erwehren.

Der Apotheker gab ihm eine Phiole mit Saft, die, wie er sich verschwur, jedwedes Lebewesen in Blitzesschnelle vom Leben zu Tode brächte.

Mit dem Gift eilte der Geselle munter weiter, kaufte allerlei leckeres Wildbret und schließlich drei Flaschen roten Weins. Zwei davon mischte er mit dem Todessaft, die dritte bewahrte er, auf daß er damit die saure Nachtarbeit sich würze, wenn er den Schatz heimschleppen müßte.

Und machte sich danach wieder auf zu seinen Gesellen. Doch kaum erblickten ihn die beiden, als sie, wie beschlossen, über den Ahnungslosen herfielen und ihm die Klingen zwischen die Rippen stießen. Als sie ihn so gemeuchelt hatten, warfen sie den blutigen Leichnam abseits ins Gehölz und setzten sich behaglich auf den Waldteppich nieder, um zu schmausen und auf den glücklichen Gewinn des Schatzes eins zu trinken. Und griffen richtig die beiden Giftflaschen am Hals und starben elend an dem Gift.

So hatten sie den Tod erwischt, aber am falschen Ende. Hätten die drei Kerle nach Christi Wort ehrlich geteilt, so wäre ihnen Freund Hein nicht an die Gurgel gekommen.

Wir entnehmen diese Novelle des alten Chaucer dem soeben erscheinenden Buche: „Der englische Boccaccio", den erbaulichen und kecken Canterbury-Geschichten des seligen Herrn Chaucer nacherzählt von Kurt Offenburg (im Sibyllen-Verlag zu Dresden).

Bunte Chronik

*** Giolittis Mietvertrag.** Giovanni Giolitti, der wiederholt Italiens Ministerpräsident war und es vielleicht, falls Mussolini einmal abtreten würde, noch einmal werden kann, wird in wenigen Monaten 82 Jahre alt. Das hindert ihn aber nicht, wie ein Sechzigjähriger auszusehen und sich wie ein Fünfziger für ein noch recht langes Leben vorzubereiten. In Rom hat Giolitti seit vielen Jahren ein und dieselbe Wohnung inne. Als nun dieser Tage der Mietvertrag ablief, verlangte der Hauswirt, falls ein neuer Vertrag abgeschlossen werden sollte, eine Erhöhung der Miete. Giolitti erklärte sich damit einverstanden, machte jedoch zur Bedingung, daß der Vertrag auf mindestens 25 Jahre abgeschlossen würde, was denn auch geschah. Man ersieht hieraus, daß der 82jährige Herr mindestens 107 Jahre alt zu werden gedenkt, und die, die ihn kennen, sind überzeugt, daß er seinen Willen durchsetzen und dem Tode ebenso energisch Opposition machen wird, wie er es jetzt dem Faszistenführer gegenüber tut.

*

*** Der Dambrettspieler.** Bereits in der römischen Kaiserzeit war das Dambrett oder richtiger Damenbrett ein beliebtes Spiel, das von der vornehmen Welt leidenschaftlich und mit hohen Einsätzen gespielt wurde. Als der Römer Julius Canius von dem Kaiser Tiberius zum Tode verurteilt worden war, benutzte er die letzten Tage, die ihm beschieden waren, dazu, in seiner Gefängniszelle mit einem Freigelassenen Damenbrett zu spielen. Als der Centurio kam, um ihn zur Hinrichtung abzuführen, standen die beiden Spieler gerade kurz vor Schluß der Partie. Canius bat den Centurio, ihm nur noch wenige Augenblicke zu schenken, bis das Spiel beendigt wäre. Der Centurio ging darauf ein, und das Spiel wurde unter seinen Augen zu Ende geführt. Canius gewann. „Centurio," rief er aus, „du bist Zeuge, daß ich die letzte Partie meines Lebens gewonnen habe!" Dann reichte er die Hände hin und ließ sich zum Tode führen.

*

*** Unfreiwillige Komik auf einem Neuyorker Kostümfest.** Die Neuyorker „Mozart-Gesellschaft" feierte dieser Tage ihren Jahresball und Kostümfest im großen Ballsaal des Hotels Astor. In der „New York Times" lesen wir einen Bericht über die Feier, worin es heißt, daß eine Reise um die Welt das Hauptstück des Kostümfestes war, wobei die verschiedenen Länder durch einzelne Komitees der Gesellschaft repräsentiert wurden. Unter den dargestellten Ländern finden wir Amerika, Spanien, Rußland, Irland, Frankreich, die Türkei, China und Japan, während Deutschland und Österreich durch Abwesenheit glänzen. Das Geburtsland von Mozart scheint für diese hundertprozentigen amerikanischen Mozart-„Gesellschaftsdamen" nicht mehr „vornehm" genug zu sein.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.